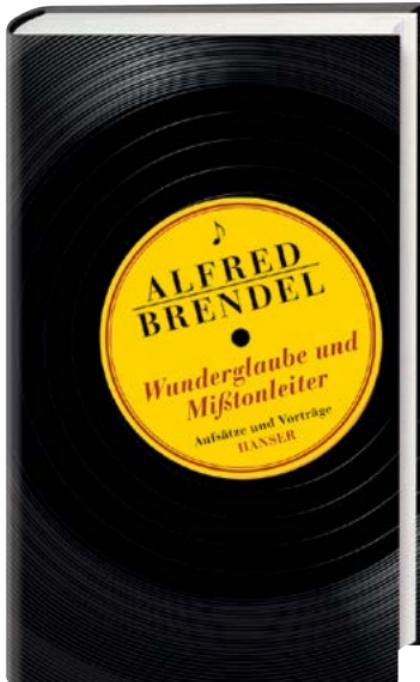


Leseprobe aus:

Alfred Brendel
Wunderglaube und Mißtonleiter



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2014

HANSER



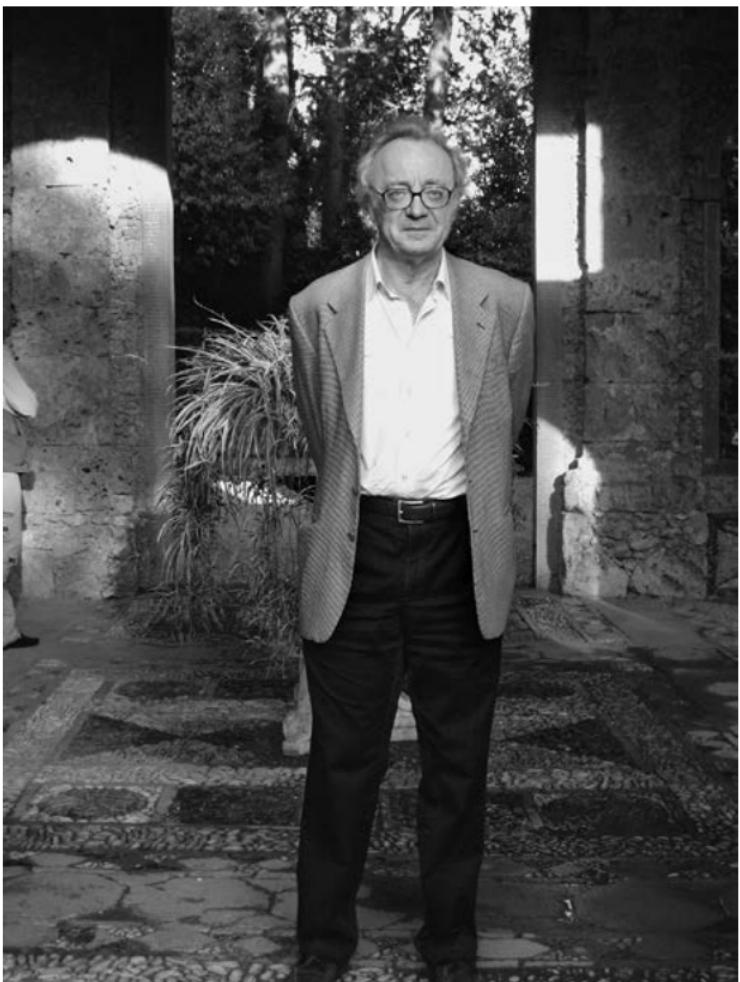


Foto: Maria Majno

Alfred Brendel

Wunderglaube und Mißtonleiter
Aufsätze und Vorträge

Mit einem Beitrag
von Andreas Dorschel

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 18 17 16 15 14

ISBN 978-3-446-24618-8

Alle Rechte vorbehalten

© 2014 Carl Hanser Verlag München

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C006701

Inhalt

Jean Pauls Sprachkürze 7

Aus Jean Pauls »Gedanken« I 12

Meine Schallplattenaufnahmen 14

»Great Pianists« 31

»Artist's Choice« 33

Musikleben im Wandel 35

Aus Jean Pauls »Gedanken« II 44

Zweierlei Pianistinnen 46

1. Katja Andy 46

2. Joyce Hatto 54

Aus Jean Pauls »Gedanken« III 62

Vielfalt und Dogma. Über Spielgewohnheiten 64

Aus Jean Pauls »Gedanken« IV 80

Kühne Kammermusik	82
1. Schubert und sein G-Dur Quartett	82
2. Erweiterung und Synthese. Beethovens »Große Fuge und das Quartett op. 130«	90
<i>Aus Jean Pauls »Gedanken« V</i>	98
Kinderorchester	100
Zwischen Grauen und Gelächter. Einführung in eine Filmserie	104
Die Filme der Serie	112
<i>Aus Jean Pauls »Gedanken« VI</i>	114
Andreas Dorschel: Brendeliana	116
Nachweise	127

Jean Pauls Sprachkürze

2013

Besonders achtete er die Hefte kurzer, kaum
zusammenhängender Sätze höchst schätzenswert.

*Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahr,
I. Buch, 10. Kapitel*

Daß Sprachkürze Denkweite gibt, hat Jean Paul in einem wunderbar knappen Aphorismus festgehalten. Seinen eigenen Lesern hat er diese Denkweite selten zugetraut. Nicht nur in den vielhundertseitigen Marginalien zu seinen Romanen hat er diese Denkweite bis ins Uferlose verbalisiert – schon im Duktus des Haupttextes ist Überfülle die Regel, eine Überfülle oft hinreißender Art, von der sein Bewunderer Georg Christoph Lichtenberg in einem kritischen Moment sagte, eine Blüte erstickte darin die andere.

Nicht wenige hochgestellte Damen ließen sich von dieser Blütenpracht betäuben, ohne daß der Dichter dies ausreichend zu schätzen wußte. Ich gestehe, daß ich es vorziehe, seine Blüten einzeln zu besichtigen, staunend daran zu riechen, wenn nicht darüber zu lachen. Denn Jean Pauls schönste Einfälle sind oft jene eines Humoristen. »Der Scherz ist unerschöpflich, nicht der Ernst«, heißt es im »Titan« (Komischer Anhang, Clavis Fichtiana), und an anderer Stelle: »Wenn so zuweilen die Eingewei-

dewürmer des Ichs, Erbosung, Entzückung, Liebe und dergleichen, wieder herumkriechen und nagen und einer den anderen frisset: so seh' ich vom Ich herunter ihnen zu; wie Polypen zerschneide und verkehr' ich sie, stecke sie ineinander. Dann seh' ich wieder dem Zusehen zu, und da das ins Unendliche geht, was hat man dann von allem?«

Sehr viel, würde ich antworten. Es ist ja nicht nur die Denkweite, die Jean Paul den Lesern eröffnet. Seinem Freund Thieriot schreibt er von der »pikanten Süßigkeit«, sein Leben zugleich zu spielen, zu leben und zu parodieren. Die Resonanz seiner besten Notizen erfaßt ja nicht nur den Verstand. Zu dem aufgeklärten Leser philosophischer und wissenschaftlicher Schriften gesellt sich in ihm der Somnambulist, der Sprachphantast, der von Sprachlust, Sprachmut und Sprachwitz hingerissene, seiner selbst kaum mehr mächtige Sprachspieler, dessen überraschende Verrückung von Wörtern und Sätzen den Funken des Entzückens oft erst herstellt. Der Satz »Shakespear hat alle Karaktere gemalt, einen ausgenommen, seinen« wäre, konventionell formuliert, bei aller Triftigkeit sehr viel weniger reizvoll. Für den Wortlaut der Eintragung »Und der Mensch wäre gern ganz Herz« müßte man allein schon dem »Und« zuliebe Jean Paul beide Hände küssen, oder vielmehr in seinen eigenen Worten zurufen: »Ich wollte, Sie hätten 4 Hände, damit ich öfter küssen könnte.«

Wenn er nicht schrieb, dann las er. Es ist nicht zu schätzen, was von beidem er in größeren Mengen getan hat.

Und wenn er beides nicht tat, dann exzerpierte er. Jean Paul war wohl der belesenste Autor seiner Zeit, der aber selbst, wie es heißt, nur wenige Bücher besaß. Hingegen hielt er sich in den späten Bayreuther Jahren in seinem Schreibzimmer einen Wetterfrosch, Mäuse und eine Spinne, die er persönlich mit Fliegen fütterte. Außerdem wimmelten ein Eichhörnchen, sein Hund (ein Spitz mit Namen Alert) und seine Kinder im Raum herum, wenn er sich nicht in die Rollwenzeli zurückzog.

Neben der riesigen Wörterflut seiner Satiren, Romane, Traktate, Visionen, Vorschulen und Erziehungslehren sind seine Aufzeichnungen (»Gedanken«) tausendfacher Beweis dafür, daß seine Feder auch im Biernebel nicht zur Ruhe kam. Zur späteren Verwendung in größeren Zusammenhängen notiert, aber meist fragmentarischer und schnipselhafter als jene Lichtenbergs in den »Sudelbüchern«, sind die gelungensten dieser Notizen Blitze komischer Erleuchtung. Eine Wortschöpfung wie »Mißtonleiter« reißt mehrere Perspektiven zugleich auf: Sie wird einem vom Hörsturz Befallenen nur allzu real erscheinen, blickt aber zugleich prophetisch in die Zukunft. In einer anderen Aufzeichnung sagt uns Jean Paul nämlich: »Wie die Tonkunst zunimmt, wird der Ekel an ewig wiederkommenden Wohllauten und der Überdruß an gewöhnlichen Auflösungen so reich gedeihen, daß man am Ende zu Mißtönen greifen wird.« Spielerisch ist hier die Musik unserer Tage vorausgehört.

Während der berühmte Autor zunehmend »dicker und

wilder« wird und ständig neue Richtlinien für das Schreiben erfindet, weiß er dennoch stets um die andere Seite: Das Unbewußte bleibt für ihn »das Mächtigste im Dichten, welches den Werken die gute und die böse Seele einbläset.« In seinen »Gedanken« macht es sich als Spontaneität erster Hand bemerkbar, wobei die Kollision der beiden Seelen im Witz diesem Leser ein Vergnügen bereitet, wie es ernsthafte Sentenzen im Polonius-Ton nie zustandebrächten.

Meine Auswahl aus diesen Notizen ist in sechs Abschnitten auf das ganze Buch verteilt.



Aus Jean Pauls »Gedanken« I

*Er würde seinen Regenbogen nur aus 1 Farbe machen,
schwarzer.*

I/ 45

Herz auf die Fleischwaage legen. *I/ 149*

*Man sollte geistig die Menschen weniger einteilen in Blinde
und Sehende, als in die mit grauem und schwarzem Star.* *I/ 173*

Er liebt die Weiber bis sogar unter den Heringen und Krebsen.

I/ 341

*Ich will mich lieber auf Bergen als in Thälern beregnen
lassen.* *I/ 533*

*Wenn die Hebamme den Kopf nicht abreißet, thun's nachher
die Lehrer.* *II/ 23*

*Es gehört schon Muth dazu, seinen Hund auf der Gasse
zu prügeln.* *II/ 178*

Ihr Herz ist wie ein Großvaterstuhl ausgesessen. *II/ 279*

In der Freude geht man nicht gern bergauf. *II/ 294*

Der Mensch muß wie eine Kutsche auch hinter sich Fenster haben.

III / 14

*Manche Menschen sind Flügel, zum Spiel im Konzert;
manche Klaviere zu einsamem Spiel.*

III / 140

*Der Parnaß hat 2 Spitzen, auf der einen wohnen die
genialischen Engel, auf der anderen die genialischen Teufel.*

III / 169

Ein halbes Beet im Zuckerfeld der Lust haben.

III / 212

*Einen absüßen zu einem süßen Herrn – er ist eine weiche
Zucker-Erbse, sein Kopf ein Hutzucker.*

III / 228

*Wenn man immer eine Mandel ist, so muß man sich statt
der rauhen Schale noch süß überziehen.*

III / 230

Mädchen: keine Blumen, sondern ein Blumenbeet.

III / 245

Die Zukunft stört den Schlaf mehr als die Vergangenheit.

III / 246

*Um ihr Herz gar für die Ehe zu braten, müßte man eine Sonne
unterschüren.*

III / 250

Meine Schallplattenaufnahmen. Ein Rückblick

2013

Innerhalb der sechzig Jahre meines Pianistendaseins sehe ich als besondere Anomalie die ungewöhnlich große Zahl meiner Tonaufnahmen. Um zu erklären, wie sie zustande kamen, muß ich etwas weiter ausholen.

Wenn man das übliche Bild einer erfolgreichen Karriere vor Augen hat – Wunderkind, frühe Begeisterungsstürme, verblüffende Spielsicherheit – dann war meine Entwicklung untypisch. Ich komme weder aus einem musikalisch aktiven oder auch nur musischen, osteuropäischen oder jüdischen, akademischen oder abenteuerlustigen Haus. Vor meinem fünfzehnten Jahr hatte ich noch kein Sinfoniekonzert, keinen Klavierabend und keine Opernaufführung erlebt. Sporadische Lichtblicke bot manchmal das Radio.

Seit meinem sechzehnten Lebensjahr arbeitete ich, vom Besuch kurzer Meisterkurse abgesehen, allein. In diese Arbeit waren damals auch das Komponieren, Malen und Schreiben mit eingeschlossen. Ludovika von Kaan, die Grazer Klavierpädagogin, entließ mich freundlich, riet mir zu einem ersten Klavierabend und knüpfte den Kontakt zu dem großen Pianisten Edwin Fischer. In den folgenden Jahren gab es drei Sommeraufenthalte in Luzern

bei Fischer, einen bei Eduard Steuermann in Salzburg sowie wenige Kurzbesuche bei Paul Baumgartner in Basel. In Wien absolvierte ich die Staatsprüfung für Klavier, um meinen Eltern etwas vorzuweisen. Mein erster öffentlicher Klavierabend als Siebzehnjähriger in Graz mit selbst ausgedachtem, ungewöhnlichem Programm (Die Fuge im Klavierwerk) hatte Erfolg, was meine Mutter, eine geborene Pessimistin, fürs erste besänftigte.

Erste Aufnahmen in Wien

In den fünfziger Jahren strömten kleinere amerikanische Schallplattenfirmen nach Wien, weil es sich dort besonders billig aufnehmen ließ. Meine erste Aufnahme fand im Januar 1951 statt. Kurz vor Weihnachten hatte ich ein Telegramm bekommen, das mich einlud, das fünfte Klavierkonzert von Prokofjew aufzunehmen. Ich hatte nie eine Note von Prokofjew gespielt, genauso wenig wie das Wiener Volksopernorchester, mit dem ich das Werk dann in zwei Sitzungen aufnahm. Der Dirigent war jung, freundlich und unerfahren. Kurz danach tauchte ein wesentlich älterer Herr namens Adler aus den Vereinigten Staaten auf, der sich darüber freute, daß er einmal mit einem kleinen Orchester Artur Schnabel als Solisten dirigieren durfte, was ihm in der lokalen Zeitung die Überschrift »Schnabel und Adler« einbrachte. Für seine winzige Firma wählte er aus einer langen Liste von Werken, die ich hin-

geschrieben hatte, Busonis »Fantasia contrappuntistica«. Busoni hatte mich schon frühzeitig als eine Künstlerfigur gefesselt, die über das Pianistische weit hinausreichte. Mit der Aufnahme von Liszts für seine Enkelin Daniela komponierter später Klaviersuite »Weihnachtsbaum« begann meine Beschäftigung mit dieser damals noch so gut wie unbekannten Musik, deren Noten ich in der Wiener Nationalbibliothek fotokopieren ließ.

Die VOX-Periode